Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 28 (1952-1953)
Heft: 12

Artikel: ... et il a servi avec honneur et fidélité
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1070906

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

. . . et il a servi

avec Honneur *et* Fidélité

von ***

Légionnaire nº 67 444

LÉGION ÉTRANGÈRE

LEGIO NOSTRA PATRIA

« Jamais Garde de Roi, d'Empereur, d'Autocrate De Pape ou de Sultan, jamais nul Régiment Chamarré d'or, drapé d'azur ou d'écarlate N'alla d'un air plus mâle et plus superbement »

certificat de bonne conduite

Le Colonel *Le Lieut-Colonel DAIGNY,*

Commandant le DÉPOT COMMUN de la LÉGION ÉTRANGÈRE

certifie que le légionnaire [redacted]

né le 4 avril 1925 à Bilom

département d Suisse a eu une bonne conduite pendant tout le temps qu'il est resté sous les Drapeaux et qu'il a constamment servi avec HONNEUR et FIDÉLITÉ.

VALEUR La Discipline Le 3 JUIL 19

Le Spirasser Nitten

DÉPOT COMMUN DE LA LÉGION ÉTRANGÈRE LE COLONEL

VALEUR DISCIPLINE

Der Verfasser dieses Artikels, der im Dienste Frankreichs in Indochina kämpfte, ist einer jener zahlreichen Schweizer, die versuchen, einer augenblicklichen Lebensschwierigkeit durch den Eintritt in die französische Fremdenlegion zu entgehen. Im Gegensatz zu dem Legionär, der in der Aprilnummer des «Schweizer Spiegels» unter dem Titel «Der Feind ist überall» seine Erlebnisse in Indochina schilderte, kämpfte er aber nicht im Süden des Landes, wo es keine eigentliche Front gibt, sondern oben im Norden, wo die Legionäre gegen gut organisierte Armeen der Anhänger von Vietminh eingesetzt werden. Seine Ausführungen vermitteln ein eindrückliches Bild davon, wie es bei diesen Kämpfen zugeht. Sie zeigen aber auch, wie groß die Gefahr der Verrohung und Abstumpfung ist, der sich ein junger Mensch durch die Teilnahme an dem brutalen Ringen um die Herrschaft in Indochina aussetzt.

Gestern abend spürte ich es wieder. Wir Legionäre nennen es Palu (von «Paludisme» = Sumpffieber). Es ist eine plötzlich auftretende Krankheitserscheinung, die den ganzen Körper erfaßt, ihn heftig schüttelt und ebenso plötzlich vorbeigeht, wie sie gekommen ist.

Diese Schüttelfröste sind eine Erinnerung an Indochina, wo ich drei Jahre als Fremdenlegionär in französischen Diensten verbrachte. Es ist leider nicht die einzige. Mein linker Oberschenkel wurde durchschossen; der Knochen ist gestiftet und mit einer Silberröhre verbunden. Zum Glück ist das Bein nicht verkürzt.

Frankreich hat mich nicht betrogen. Ich bekam den letzten Sou meines Soldes und alle Prämien. In jeder Minute meiner dreijährigen Dienstzeit wurde ich korrekt behandelt. Pünktlich alle drei Monate treffen auch die zweihundert Schweizer Franken ein, die mir die französische Regierung als lebenslängliche

Rente für meine um dreißig Prozent verminderte Arbeitsfähigkeit bezahlt.

Jemand anders aber hat mich betrogen: ich mich selbst. Ich habe mich betrogen um drei der besten Jahre meines Lebens und um meinen gesunden, leistungsfähigen Körper. Dabei sind in dieser Zeit die drei Monate, die ich in Schaffhausen wegen fremden Militärdienstes absitzen mußte, nicht einmal inbegriffen.

Ich stellte mich am 12. August 1949 im Lager von Offenburg. Von dort aus kam ich nach Marseille. Bei der Anmeldung auf dem Deuxième Bureau, jener Kontrollstelle, welche die Personalien aller Neuangeworbenen prüft und festzustellen versucht, ob der neue Legionär irgendwelche Verbindungen mit dem Kommunismus hat, beantwortete ich die gestellten Fragen wahrheitsgemäß so: Ich sei vierundzwanzigjährig, wohnhaft in St., ledig, nicht vorbestraft, Hilfsmechaniker und sei hier, weil man mich nicht in die Grenzwacht aufgenommen habe und zudem etwas sei mit einem Mädchen, wovon ich nicht sprechen wolle.

Als ich zum erstenmal im Feuer stand

In Indochina hat sich die weltweite Spannung zwischen Ost und West in einem offenen Krieg entladen. Die beiden Parteien, die sich im Ringen um die Herrschaft gegenüberstehen, sind die von den Kommunisten unterstützten Anhänger des Vietminh einerseits und Frankreich anderseits. 64 Prozent aller unter Frankreichs Fahnen stehenden Truppen sind Fremdenlegionäre.

Den ersten Großangriff auf unsere Linie erlebte ich bei der Verteidigung von Langson.

Wir zogen rund um die Stadt einen Schützengraben und errichteten dahinter unsere Zelte. Man zeltet in Indochina anders als in der Schweizer Armee: Es waren in jener Nacht Zweierzelte befohlen. Mein Kamerad, der größer war als ich, legte sich auf den Boden, und ich steckte die Strecke von seinem Kopf bis zu den Füßen ab. Dann hoben wir eine rechteckige Grube aus, so lang wie mein Kamerad, etwa zwei Mann breit und vierzig Zentimeter tief, und zogen einen Wassergraben drum herum. Dann schnitten wir mit dem Coupe-coupe, dem langen, gertelförmigen Messer, von denen jede Gruppe zwei besitzt, Gras ab, polsterten die Grube damit aus, deckten sie mit einer Wolldecke zu und errichteten darüber das Zelt. Ich teilte es mit einem 21jährigen Belgier.

Schlafen konnte ich nicht. Jedermann empfand, daß etwas in der Luft lag. Obwohl niemand den Angriff erwähnte, spürte man aus jenem Gespräch unter Kameraden die gewittergeladene Atmosphäre heraus.

Um Mitternacht war noch nichts passiert. Um ein Viertel vor eins weckte uns der Korporal. Ich war sofort völlig wach und horchte in die Nacht hinaus. Man hörte nichts als das unheimliche «Plub, plub, plub» der Abschüsse der feindlichen Minenwerfer. Die Schüsse waren zu lang, sie explodierten hinter uns in der Stadt.

Dann vernahm ich das unheimlich rasche Knattern eines japanischen Lmg. (die Vietminh besitzen von früher her noch viele japanische Waffen). Und dann war der Angriff da. Ich war am Lmg. und schoß auf die blassen Flämmchen des Mündungsfeuers eines feindlichen Gewehrs. Als dieses schwieg, hörte auch ich auf zu schießen, schob ein neues Magazin, das der Belgier unterdessen nachgefüllt hatte, ins Gewehr und verschob, wie ich es in der Rekrutenschule gelernt, meinen Standort zwei Meter nach links.

Die Luft summte wie ein Bienenschwarm. Das feindliche Gewehr schoß weiter, und ich antwortete von meinem neuen Standort aus. Plötzlich begann die Erde vor meinem Gewehr zu zappeln, und die Füße der Lafette führten einen wilden Tanz auf. Zuerst wußte ich nicht, was los war. Dann merkte ich: der Feind hatte meinen neuen Standort entdeckt, seinen Gewehrlauf leicht herumgedrückt und schoß einige Dezimeter vor meinem Korn in die Erde. Gleichzeitig explodierte hinter dem Graben eine Mine. Ich riß das Gewehr in den Graben zurück und rief: «Chargeur», was auf Deutsch «Nachlademann» heißt. Keine Antwort. Und doch lag der Belgier, der diesen Posten versah, nur wenige Meter von mir entfernt im Graben. Ich dachte, er sei eingeschlafen, worüber ich mich sehr wunderte. Ich packte ihn an den Schultern und schüttelte ihn. Da bemerkte ich, daß aus seiner Stirne Blut floß; ich schrie: «Blessé», doch niemand hörte es. Es hätte auch niemand mehr helfen können. Mein Kamerad war tot. Minensplitter.

Offenbar vermochte der Feind nicht näher zu kommen. Es ging mir ähnlich wie manchmal in den Manövern der Schweizer Armee: Als der Kampf abebbte, wußte ich nicht, ob wir nun eigentlich gewonnen oder verloren hatten. Immerhin bemerkte ich, daß gegen Morgen,

als sich die Nebel zu verziehen begannen, die Tätigkeit unserer Morane-Flieger einsetzte, um die letzten Reste des Feindes auseinanderzusprengen. Wir hatten also offenbar gewonnen.

Die einzige Verwundung, die ich aufwies, hatte ich mir selbst zugefügt: In der Handfläche meiner linken Hand verspürte ich einen glühenden Schmerz. Er rührte davon her, daß ich in der Hitze des Gefechtes den glühend heißen Lmg.-Lauf gepackt hatte, um das Gewehr zurück in den Graben zu reißen.

Die Handgranaten lagen noch unberührt in ihrem Kistchen vor unserm Zelt. Aber im Zelt fehlte, als ich mich in der Morgenfrische zu zwei kurzen Stunden Schlaf niederlegte, der warme Körper eines Kameraden, an den ich mich hätte schmiegen können.

Friedloser Friedhof Daß man auch dort, wo man es am wenigsten erwartet, mit Beschuß durch den Feind rechnen muß, zeigte mir ein Erlebnis, das ich im Herbst 1950 hatte.

«Mort pour la France», stand auf dem einfachen Holzkreuz des Adjutanten Louis C. im Soldatenfriedhof beim Fort von T., das ich mit einem kräftigen Ruck herausriß, während mein Kamerad mit dem Pickel die kopfgroßen Steine lockerte, welche das Grab umsäumten.

Der Adjutant Louis C. war acht Jahre früher im Kampf gefallen, aber erst jetzt hatten seine Angehörigen das Begehren gestellt, die sterblichen Überreste seien in die französische Heimat überzuführen. Der Bitte war entsprochen worden, und am Morgen hatte der Sergeant nach vier Freiwilligen gefragt, die sich anerböten, die Leiche auszugraben, damit man sie in einem zugelöteten Zinksarg nach Frankreich spedieren könne.

Unser vier hatten sich gemeldet, ein Wiener, ein Ungar, ein Deutscher und ich. Als wir die Arbeit begannen, strotzten wir vor Kraft und Tatendrang; denn der Sergeant hatte uns vorher im Foyer des Fort ein paar Whisky spendiert.

Schweizerische Anekdote

Kürzlich hatte ich Gelegenheit, einer meines Erachtens typisch schweizerischen Unterhaltung zwischen zwei Bauern zuzuhören, die ich hier kurz wiedergeben möchte.

Kurz vor dem Sonntag, an dem über eine wichtige Vorlage abgestimmt werden sollte, nahm ich in einem heimeligen Landgasthof des Oberbaselbietes mein Nachtessen ein. Am Tische nebenan unterhielten sich zwei Bauern angeregt über irgendein Thema. Ohne zu wollen, hörte ich nach einer Weile diesem Gespäch zu und begriff allmählich, daß es sich um die bevorstehende Abstimmung drehte, wobei jeder dem andern seine Meinung, die er für die unbedingt richtige hielt, aufdrängen wollte. Als jedoch alles nichts nützte und jeder auf seinem Standpunkt beharrte, rückte der eine mit folgendem Vorschlag heraus.

«Hör mal», sagte er, «wir wohnen beide etwa eine Stunde weit vom Wahllokal entfernt. Wie wäre es, da wir doch getrennter Meinung sind, wenn wir uns beide einfach der Stimme enthalten würden? Denn ein Ja und ein Nein heben sich wieder auf.»

Der andere erklärte sich mit diesem Vorschlag einverstanden, und so wurde dieser «Handel» mit einem weiteren halben Liter begossen.

Sicher ist dies nicht der einzige Fall dieser Art, und vielleicht ist dies auch ein wenig an der manchmal erschreckend niedern prozentualen Stimmbeteiligung schuld.

Mitget. von G. W.

Wir hoben eine Grube aus, etwas größer als das Grab.

Ich muß, als ich wieder an die Erdoberfläche kam, ziemlich mitgenommen ausgesehen haben. Einer der beiden Ärzte, die den bereitgestellten Zinksarg mit einem weißlichgelben Pulver ausstreuten, schob mir eine Zigarette zwischen die Lippen und gab mir Feuer. Nie mehr seither haben mir ein paar Züge einer «Gauloise» so wohlgetan wie in jenem Augenblick.

Wir zogen zwei Seile unter dem Leichnam durch, eines unter den Schultern, ein zweites unter den Kniekehlen. Der Tote trug noch seine schweren Marschschuhe, und man erkannte auf seiner Uniform noch immer die beiden Auszeichnungen, die Médaille blessée und das Croix d'honneur.

Dann zogen wir ihn hoch. Auch die beiden Ärzte halfen mit. Dezimeter um Dezimeter hob sich der Leichnam. Plötzlich aber brach der linke Fuß mit dem schweren Marschschuh beim offenbar durchgefaulten Schienbeinknochen ab und klatschte glucksend hinunter ins Leichenwasser — in der gleichen Sekunde begann ein feindliches Lmg. zu knattern, und die Kugeln pfiffen uns um die Ohren. Jedermann ließ das Seil los. Der Tote glitt zurück in sein Grab, und wie ein halbes Dutzend Eidechsen verschloffen wir sechs Männer uns zwischen die Gräber. Wir waren unbewaffnet und warteten schreckerfüllt auf die nächste Salve des Feindes, der uns von einem bewaldeten Hügel aus beobachtet und beschossen hatte.

Zum Glück hatten sie im Fort die Schüsse gehört und sie sofort beantwortet. Der Feind riß aus. Es waren lediglich vier Mann gewesen. Die Alarmgruppe verfolgte die vier über den Hügel, tötete drei und nahm einen gefangen.

Der für Frankreich gestorbene Adjutant ruht heute in französischer Erde, und niemand ahnt, daß infolge seiner Überführung beinahe ein halbes Dutzend weiterer Menschen für Frankreich ihr Leben gelassen hätten.

Einmann-Aktion Unser Leutnant war ein Deutscher, ein alter Kämpe, der schon bei Stalingrad mit dabei gewesen war. «Jungens», sagte er uns jeweils, «jedes Ding ist zu etwas gut.» Er riet uns, die leeren Konservenbüchsen nicht planlos wegzuwerfen, sondern sie so zu placieren, daß sie jeden einzelnen Posten als Ring umgäben. (Jede Büchse mußte übrigens vor dem Wegwerfen durchlöchert werden, weil der Feind sie sonst, nachdem wir abgezogen waren, verwerten konnte.) Ich wunderte mich anfänglich über diese merkwürdige und, wie mir schien, sinnlose Maßnahme. Aber ein Erlebnis, das ein Kamerad auf einem Lmg.-Posten hatte, der etwa dreihundert Meter vom Fort entfernt lag, belehrte mich eines Besseren. Die weggeworfenen Konservenbüchsen haben diesem Mann vermutlich das Leben gerettet, indem sie, genau wie es der Leutnant vorausgesehen hatte, als primitive Alarmvorrichtung wirkten und ihn auf das Herannahen einer Gefahr aufmerksam machten.

Eines Nachts hielt einer meiner Kameraden dort Wache. Er erzählte uns nachher folgendes:

«Es war eine Nacht mit blassem Mondlicht. Etwa um halb zwei Uhr morgens hörte ich plötzlich ein leises Knacken, wie wenn der umgestülpte Deckel einer Sardinenbüchse in die Büchse gedrückt würde. Dann war wieder alles still. Etwa zehn Minuten später begann sich auf einmal eine der mit Absicht dorthin geworfenen runden Frühstücksbüchsen zu bewegen und rollte etwa sechs Meter nach unten. Zuerst fragte ich mich, ob wohl eine große Schlange sich dem Posten nähere. Ich machte mein Gewehr schußbereit.

Plötzlich schnellte etwa zehn Meter vor dem Gewehr gespensterhaft die Silhouette eines Mannes vom Boden auf, der wie ein Panther einen Sprung gegen mich machte und gleichzeitig zum Wurfe ausholte. In dem eingefallenen Gesicht funkelten zwei schräg gestellte Augen. Zwischen seinen Zähnen blitzte ein Messer. Mich lähmte der Schrecken so sehr — ich wußte, daß das Messer dazu bestimmt war, mir den Model (den Kopf) abzuschneiden —, daß ich nicht fähig war, abzudrücken. Der einzige Gedanke, der mich durchzuckte, war: eine Handgranate. Ich duckte mich in den Graben zurück, und während ich auf die Explosion wartete, entsicherte ich meine eigene Granate. Zum Glück traf mich kein Splitter des feindlichen Sprengkörpers, und ich konnte meine eigene Granate dem Angreifer mit einem leichten Schlenkern des Handgelenkes vor die Füße rollen und in Deckung gehen. Sie zerriß den Tollkühnen, einen Japaner, der als kommunistischer Kämpfer mutterseelenallein gegen eine automatische Waffe vorgegangen war, in Stücke.»

Zu einer solchen Tat, die lediglich den Sinn

hatte, Stellung und Bereitschaft des Feindes auszukundschaften und vielleicht eine Waffe zu erbeuten, ist übrigens nur ein Japaner fähig. Das sind richtige Harakiri-Männer, diese japanischen Freiwilligen. Schon in der Ausbildungszeit in Afrika machte man uns auf zwei ihrer Tricks aufmerksam. «Laßt nie einen sich angeblich ergebenden Japaner mit im Nacken verschlungenen Händen auf euch zukommen», sagte man uns. «Es ist schon oft vorgekommen, daß einer dabei im Nacken verborgen eine Handgranate hielt, die er, sich plötzlich vornüber fallen lassend, gegen den Feind schleuderte.»

Ein anderer japanischer Trick, hörten wir, bestehe darin, daß einer sich unter die Gefallenen mische, sich totstelle und dann, wenn die Angriffswelle über ihn hinweggegangen ist, wieder erhebe und einem in den Rücken falle.

Nachtpatrouille Von den vielen Nachtpatrouillen, die ich mitgemacht habe, ist mir eine in besonders deutlicher Erinnerung. Unsere Kompagnie lag in Zelten vor einer Ortschaft, nahe an der chinesischen Grenze. Wir verlebten dort ein paar wenig anstrengende Tage.

Aber dem wachhabenden Leutnant gefielen die drei Dschunken nicht, die mit ihren roten Segeln lautlos den Fluß hinabglitten und in der Nähe der Ortschaft anlegten; denn an der Landungsstelle begann sich ein lebhaftes Kommen und Gehen von Eingeborenen zu entwickeln.

Es wurde darum eine zwei Gruppen starke Nachtpatrouille unter der Führung eines Sergeanten befohlen.

Die Ortschaft war mit der Landungsstelle durch eine gewundene, von Reisfeldern umsäumte, ziemlich schmale Straße verbunden. Wir fanden eine Stelle, wo man Landungssteg, Brücke und Straße gut überblicken konnte, und legten uns dort auf die Lauer.

Es wurde elf Uhr, es wurde Mitternacht, ohne daß etwas geschah. Ich war mit dem Lmg. vorn beim Korporal. Der Sergeant war zuhinterst. Es mag etwa halb ein Uhr gewesen sein, als ich zufällig ins Reisfeld blickte — und stutzte. Auf eine Linie ausgerichtet, wuchsen im knöcheltiefen Wasser des Feldes etwa ein halbes Dutzend Sträucher. Sie sahen genau aus wie abgeholzte Weidenbäume, deren Strunk einen Kranz neuer Ruten getrieben hat. Ich sagte zum Korporal: «Entweder ich spinne oder diese Sträucher waren um Mitternacht noch nicht dort.» Er antwortete: «Du hast einen Sonnenstich. Das ist gewöhnliches Weidengestrüpp.» Er wandte aber dennoch keinen Blick mehr von den Bäumen. Plötzlich begannen sich die beiden äußersten Sträucher zu bewegen und schoben sich etwa fünfzehn Meter vor. Und dann rückte ein Strauch nach dem andern nach, bis alle sechs sich wieder schön in einer Linie, etwa zweihundert Meter von uns weg, befanden.

Der Korporal stupfte mich und legte den Finger auf die Lippen. Wir erstatteten dem Sergeanten Bericht, und der befahl, es herankommen zu lassen, was immer es auch sei.

Es war eine Gruppe gegnerischer Späher, die zur Tarnung den runden Tropenhelm mit einem Lederriemen umwunden und Weidenzweige eingesteckt hatten und die sich auf allen vieren im Wasser kriechend langsam vorwärtsarbeiteten, um auszukundschaften, ob wir irgendwo Posten gestellt hätten. Um unsere Stellung nicht zu verraten, ließen wir die Gruppe, die uns offensichtlich nicht bemerkte, passieren.

Etwa nach einer halben Stunde durchbrach ein Poltern und Rauschen die nächtliche Stille, als ob ein ganzes Regiment anrückte. Es war eine Herde von Büffeln, die, teils auf der Straße, teils in den Reisfeldern, vom Fluß gegen die Ortschaft getrieben wurde. Ihre schweren Beine pflügten durch das Wasser des Reisfeldes, so daß sich ein lautes Rauschen und Platschen hören ließ.

Diese Büffelherde war die zweite Spähergruppe. Man glaubt nämlich in Indochina, der Büffel habe die Eigenschaft, die Europäer zu riechen. Man sagt, er werde, wenn er Europäer wittere, unruhig oder beginne zu brüllen und die Eingeborenen könnten aus dem Verhalten der Tiere erkennen, wo der Feind sich befinde.

Aber auch dieser Trupp der vierbeinigen Spione bemerkte uns nicht; vielleicht deshalb, weil wir günstig im Winde lagen.

Wir aber waren nun sicher, daß wir nicht umsonst auf der Lauer lagen. Doch auch die nächste Gruppe von Eingeborenen, die mitten in der Nacht den gewundenen Weg vom Fluß zum Dorf hinauf trabten, war noch nicht der gesuchte und erwartete Feind. Diese Leute waren völlig unbewaffnet und unbeladen — sie bildeten den dritten Vortrupp und hatten die Aufgabe, das Feuer eines allfälligen Postens auf sich zu ziehen —, und wir ließen sie passieren.

Wiewohl jetzt anderer Studien ergeben, habe ich doch meine Grundrichtung nicht geändert, sondern ich setze alles daran, daß die Schweizer im selben Maße als sie im Kampf und Waffenruhm Niemandem nachstehn, so auch endlich Männer bekommen, die durch Gaben der Weisheit ausgezeichnet, dem Ruhm ihres Volkes nicht minder durch die Wissenschaft als durch die Waffen Glanz verleihen.

Joachim von Watt (1484-1551), genannt Vadian, im Jahre 1517 von Wien an den Abt von St. Gallen.

Aus dem Widmungsbrief, mit dem der berühmte St.-Galler Arzt, Theologe, Dichter und Staatsmann ein von ihm verfaßtes geographisches Handbuch dem Abt von St. Gallen übersandte.

Nach einer halben Stunde kam der Feind. Es waren etwa dreißig Mann, je zwei und zwei liefen in etwa zwei Metern Abstand hintereinander. Jede Zweiergruppe trug über den Schultern ein Bambusrohr, an dem an zwei Schlaufen eine Kiste hing. Alle waren barfuß. Die Partner in jeder Gruppe rannten in jenem aufeinander abgestimmten Rhythmus, den ich an den Eingeborenen immer wieder bestaunte und der bewirkt, daß die Kiste am Tragstecken unbeweglich nach unten hängt, ohne auch nur ein bißchen ins Baumeln zu geraten.

Wir verhielten uns mäuschenstill, und sie gingen uns in die Falle. Als sich das letzte Paar auf unserer Höhe befand, schossen wir in die Gruppe. Die Eingeborenen erwiderten das Feuer nicht, sondern ließen die Lasten fallen und zerstoben in alle Winde. Ihre Verluste betrugen drei Tote und zwei Verwundete. Natürlich wurde sofort Alarm geschlagen und die ganze Gegend abgesucht. In den Kisten befanden sich Munition und Handgranaten, die für ein Munitionsdepot des Feindes, das wir nach langem Suchen in der Kirche der Ortschaft freilegten, bestimmt waren.

Die Munition war, wie der Leutnant vermutet hatte, aus den drei Schiffen gekommen, und diese wurden beschlagnahmt und verbrannt. Ein Stück des roten Tuches ihrer Segel benutzten mein Kamerad und ich in der folgenden Nacht zur Verstärkung unseres Zeltbodens.

Sein Judaslohn: Er durfte weiterleben

Gewiß, im Krieg geht es auf Leben und Tod, aber bis vor wenigen Jahren war man in Indochina oft grausamer, als notwendig war. Der folgende Abschnitt gibt hiervon einen Begriff.

Der Chauffeur unseres Camions hieß Hein. Wir sagten ihm nur «Düsenjäger», denn er fuhr wie der Teufel. Eines Abends im Herbst 1950 führte er uns von unserm Standort hinüber nach Tien-jen, um dort Brot zu fassen, das im Fort der verbündeten kaisertreuen Vietnam-Truppen gebacken wurde. Die Vietnam hatten einen Kommunisten gefangengenommen, der versucht hatte, mit einer alten Pistole den uns wohlgesinnten Bürgermeister seiner Ortschaft zu erschießen.

Bevor man einen Gefangenen hinrichtete, fragte man ihn jeweils aus und gab ihm die Möglichkeit, sich durch Verrat sein Leben zu erkaufen; denn ein Todeskandidat, der den

Franzosen wertvolle Nachrichten lieferte, wurde begnadigt.

Die Partisanen übergaben uns darum den Mann. Wir fesselten ihm mit Telefondraht die Arme auf den Rücken und banden seine Hände an der Seitenwand des Camions fest.

Die Strecke von Tien-jen zurück zum Fort maß dreißig Kilometer. «In zwanzig Minuten sind wir daheim», sagte Hein, «ich habe Durst.» Er fuhr wie ein Berserker.

In einer scharfen Kurve riß der Telefondraht, mit dem unser Gefangener an die Wagenwand gebunden war, so daß es ihn, mit noch immer auf dem Rücken gefesselten Händen, zu Füßen der gegenübersitzenden Legionäre schleuderte. Und bevor wir wußten, was geschah, schnellte der Eingeborene katzenartig auf seine Füße und sprang über die Rückwand des dahinrasenden Camions. Es überkugelte ihn ein paarmal, dann ließ er sich knapp vor den Vorderrädern des nachfolgenden Fahrzeuges eine Böschung hinuntergleiten.

Man fing ihn aber wieder ein und gab ihm die Härte einer Anzahl Gewehrkolben zu spüren.

Der Mann gab, um sein Leben zu retten, drei Adressen an, und wir sandten sofort eine acht Mann starke Patrouille aus, um seine Angaben nachzuprüfen.

Diese schlenderte scheinbar ziellos, als handelte es sich um einen Spaziergang, an der ersten der angegebenen drei Bambushütten vorbei. Als der letzte bei der niedrigen Türe angekommen war, pfiff der Korporal, und blitzschnell umzingelten wir das Haus. Drei Partisanen (verbündete Eingeborene) gingen hinein und mit erhobenen Händen erschien die ganze siebenköpfige Familie unter der Türe: der Mann, die Frau, eine alte Tante, die Großmutter und drei Kinder. Als wir die Hütte durchsuchten, fanden wir hinter dem Bambusgeflecht der Wand zwei schwere Handgranaten. Sie sahen aus wie große Tannzapfen. Das genügte. Wir fesselten den Mann, und zwei Legionäre führten ihn ins Fort; möglichst ohne großen Tamtam, wir wollten ja die andern nicht warnen.

Trotzdem wir die Verhaftung so unauffällig wie möglich vorgenommen hatten, rannte aus der zweiten Hütte, als wir uns ihr näherten, ein Mann und suchte über ein langes, flaches Feld das Weite. Unser Grundsatz war: Wer fortrennt, ist schuldig und wird erschossen. Der kleine Wiener aus meiner Gruppe schoß und fehlte. Er fluchte über sein Gewehr und reichte es mir hinüber, damit ich damit schieße. Ich tötete den Fliehenden durch einen Kopfschuß.

Am blutigsten ging es bei der dritten Hütte zu. Als wir noch beinahe zweihundert Meter weit entfernt waren, rannten acht menschliche Gestalten aus der Türe und flohen übers Feld. Voraus die Eltern, dann ein etwa siebenjähriger Knabe, gefolgt von einem etwa vierjährigen Mädchen und zwei alten Leuten. Der Lmg.-Schütze warf sich zu Boden und feuerte in langen Serien in das Feld. Zwei Magazine verschoß er, als man ihm das dritte reichte, bemerkten wir, daß nichts mehr sich regte. Sie waren alle tot.

Wir durchsuchten die Hütte, fanden wiederum Waffen und steckten die Behausung in Brand. Die brennenden Bambusrohre platzten in der Hitze mit lautem Knallen, so daß das Feuer knatterte und krachte, als wären ein Dutzend Artilleriedivisionen zu einem Wettschießen aufgefahren.

Ähnlich grausam ging es auf andern Patrouillengängen zu, die ich mitmachte. Wenn ich mich heute daran erinnere, so begreife ich kaum mehr, mit welch ruchloser Selbstverständlichkeit wir damals Schuldige und Unschuldige niederschossen.

Ein Kamerad rettet mir das Leben, aber nicht im Kampf

Unser Küchenchef Boby war ein Hamburger, der sieben Jahre lang in der Marine als Koch gedient hatte. Er selber konnte Dutzende von Seemannsliedern, aber lieber, als selbst zu singen, hörte er uns drei Schweizer jodeln.

Es war ein prachtvoller Abend, wir saßen vor der Küche unter einem von steinernen Sockeln getragenen Vordach, sangen und tranken den von Boby bezahlten Wein.

Auf Turm 4 des Forts hatte ein langaufgeschossener Holländer die Wache von halb acht bis halb zehn Uhr. Er hatte zwei Flaschen Wein, die er in seiner Wolldecke versteckt hielt, auf den Posten durchgeschmuggelt. Als seine Wache zu Ende ging, war nicht nur sein Gewehr, sondern auch er geladen.

Foto: M. A. Wyß
Nicht am Mittelmeer,
sondern in Hurden am Zürichsee

Er kam zu uns hinaus und stellte sich hinter mich. Mir fiel nur auf, daß er sehr finster dreinschaute. Was ich nicht wußte, war, daß er sich in den zwei Stunden Wache auf Turm 4 wahrscheinlich aus Mißgunst auf unsere Fröhlichkeit in eine Wut gegen uns hineingesteigert hatte und in einer merkwürdigen seelischen Verfassung, gemischt aus Tropenkoller, Angetrunkenheit und Neid, zu uns trat.

Plötzlich entsicherte er sein Gewehr, legte auf mich an und schob den Finger in den Abzugbügel. Boby hatte ihn beobachtet, er warf sich über den Tisch, packte mit seiner mächtigen Seemannspratze den Lauf und drückte ihn zur Seite. Im gleichen Augenblick ging der Schuß los und fuhr neben mir in den steinernen Pfeiler des Vordaches.

Wir waren alle so starr, daß keiner sich rührte, bis der wachhabende Offizier, der den Schuß gehört hatte, den Holländer abführen ließ. Dieser leugnete später alles. Er behauptete, nicht geladen und nur im Scherz auf mich angelegt zu haben. Da bohrte ich mit dem Bajonett in dem Loch im Sockel herum, bis ich auf die Kugel stieß, um sie vor den Augen des Leutnants zu lösen und herauszunehmen.

Der Holländer wurde als Arrestant nach Afrika verbracht.

Die Bilanz Ich würde, könnte ich die vergangenen vier Jahre ungeschehen machen, nicht wieder in die Legion eintreten. Nicht etwa deshalb, weil das Leben der Legionäre in Indochina, wie man so oft hört, entsetzlich strapaziös und die Behandlung menschenunwürdig ist. Schlagworte wie «Der grünen Hölle entronnen», «Fußtritte statt Brot», «Einsam und elend im Dschungel verblutet» erwecken ganz falsche Vorstellungen. Die Strapazen, denen ein Legionär in Indochina ausgesetzt ist, sind weniger groß, als man in der Schweiz annimmt.

Aber man verroht und wird abgestumpft. Als ich zum erstenmal mein Gewehr auf einen lebenden Menschen anlegte, zitterte ich vor Erregtheit. Am Ende meiner Legionszeit beeindruckte es mich kaum mehr, wenn ich unter meinem Lmg.-Feuer Frauen und halbwüchsige Burschen fallen sah.

Da musste ich lachen

An einem schönen Sonntag fuhr ich mit dem Velo an den Bodensee und hinauf durchs prächtige Rheintal. Bald hatte ich Altstätten erreicht, und ich entschloß mich, trotz der großen Hitze die Stoßstraße in Angriff zu nehmen. Viel lieber wäre ich natürlich durch die eleganten Kehren hinuntergesaust. Aber dafür konnte ich mich auf eine herrliche Fahrt durchs Appenzellerland freuen. Nach einer halben Stunde hatte ich schweißgebadet die Hälfte der Steigung erreicht, als von der entgegengesetzten Seite ein Fräulein von vielleicht 40 Jahren mir entgegenkam. Da sie ihr Vehikel sorgsam auf der glatten Straße hinunterführte, glaubte ich unweigerlich, daß dieses irgendwo defekt sein müsse. Ich überlegte mir, daß ich ihr wohl beim Flicken behilflich sein sollte, und ärgerte mich zum voraus über die zu erwartende Störung meines Ausfluges. Unterdessen waren wir zusammengetroffen und ich wollte mich nach der Art des Defektes erkundigen, als sie ganz unbeklommen fragte: «Goht's no wiit bis uf Altstätten abe?» und dann hinzufügte: «Wössed Sie, de Berg derab tuen i halt 's Velo lieber stoße.»

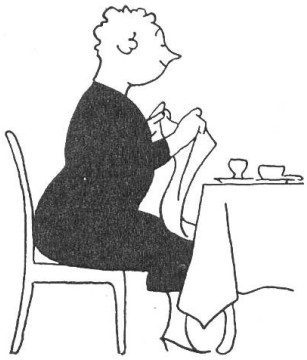
Ich war sprachlos und vergaß beinahe die Antwort. Und als sie mutig ihren beschwerlichen Weg fortsetzte, schaute ich ihr lange nach — und mußte laut lachen. War das wirklich menschenmöglich?

F. P. in S.

Der Krieg ist ein schreckliches Handwerk. Und wenn einer es schon ergreift, so darf er das, davon bin ich heute überzeugt, nur für sein eigenes Vaterland tun. Darum hat mir nach meiner Rückkehr in die Schweiz nichts stärker zugesetzt als die Tatsache, daß ich ausgemustert wurde.

Als ich nach dem Gespräch mit dem St.-Galler Justizobersten, der mich verurteilte, das Gerichtsgebäude verließ, mußte ich mir eingestehen, daß die Anklage «Schwächung unserer Wehrkraft» auf mich mit vollem Recht angewendet wurde. Gäbe es Krieg, so könnte ich nicht mehr einrücken; die schweizerische Armee hätte einen Mann weniger. Und das tut mir leid.

Der kleine Familienfilm



Beendet Frühstück mit tröstlichem Gedanken, daß einmal ganze Familie so rechtzeitig ist, daß übliche Hetzerei vermieden wird.

Erinnert sich, daß noch Lottis Absenzenbuch zu unterschreiben ist, und eilt zum Schreibtisch.

Mann ruft vom Gang, daß beim Anziehen von Überzieher ein Knopf abfiel.

Näht Knopf an, während sie Fritzli Anweisung gibt für Suchen von Algebrabuch, das plötzlich verschwand.

Will Absenzenbuch unterschreiben, entdeckt aber, daß Federhalter ausgetrocknet ist, und Tinte befindet sich irgendwo im oberen Stock.

Ruft Gatten, der soeben Haustüre verlassen hat, er solle Fritzli 50 Rappen geben für Klassenkasse, da sie selbst kein Kleingeld hat.

Entdeckt inzwischen, daß Lotti nur mit dünnem Pullover Haus verließ, und rennt ihr nach mit Jacke.

Sinkt vollkommen erschöpft in Lehnstuhl und denkt: Man kann so früh aufstehen, wie man will, die Hetzerei bleibt jeden Morgen die gleiche.